

Predigt zum Patrozinium „Peter und Paul“

St. Ulrich, 28. Juni 2020

Prediger: Prof. Dr. Eberhard Schockenhoff

In unserer Erinnerung verknüpfen sich bestimmte Erlebnisse mit Orten, an denen sie stattgefunden haben. Noch Jahre später können wir uns genau an die Szene erinnern, die sich dort abspielte. Ein solches Stichwort, das als Szenenangabe fungiert, ist im Johannesevangelium das Wort „Kohlenfeuer“. Es kommt im ganzen Evangelium nur zweimal vor, aber es ist alles andere als belanglos. Das griechische Wort *anthrakia* könnte man im Deutschen etwas frei auch mit „Lagerfeuer“ übersetzen. Das Zusammensitzen um ein nächtliches Lagerfeuer herum übte für mich als Jugendlicher, wenn wir mit dem Zelt unterwegs waren, eine besondere Faszination aus. Ich erinnere mich noch, dass ich eine Zeitlang nostalgisch dachte: „Schade, wenn du älter wirst und als Erwachsener lebst, wirst du so etwas nicht mehr haben.“ So intensiv war das Gemeinschaftserlebnis, dass ich mich noch heute daran erinnere. Auch Petrus hatte Erinnerungen an eine Szene, die sich an einem Kohlenfeuer abspielte. Für ihn waren es allerdings keine guten Erinnerungen, sondern traumatische, die sein Gedächtnis belasteten. Im heutigen Evangelium finden wir Petrus zusammen mit dem auferstandenen Jesus am Seeufer von Tiberias. Zwischen beiden entwickelt sich ein Dialog, dessen Sinn man erst begreifen kann, wenn man ihn mit der früheren Szene verbindet, die sich an einem anderen Kohlenfeuer zugetragen hatte. Diese spielte am Anfang der Leidensgeschichte Jesu. Dass der Bericht des Johannesevangeliums an der früheren Geschichte anknüpfte, wird auch daran sichtbar, dass ein- und dieselbe Frage dreimal wiederholt wird.

Der erste Dialog am Kohlefeuer verweist auf den Abend vor dem Gründonnerstag. Jesus wurde von den Römern gefangen genommen und in den Palast des Hohenpriesters überführt, damit dieser ihn verhören solle. Petrus ist seinem Herrn gefolgt und wartet nun im Hof des Palastes auf den Fortgang des Geschehens. Gegen die Kälte der Nacht haben die Diener des Hohenpriesters dort ein Kohlenfeuer (vgl. Joh 18,18) entzündet. An diesem wärmt sich auch Petrus, kaum ahnend, dass er Jesus bald dreimal verraten wird. Dreimal fragen ihn die Umstehenden: „Bist nicht auch du einer von seinen Jüngern?“ (Joh 18,25) Und dreimal verleugnete Petrus seinen Herrn: „Ich bin es nicht.“ (Joh 18,25) Und dann kräht ein Hahn – ebenfalls ein inzwischen sprichwörtliches Ereignis, von dem das Evangelium berichtet – alles andere als eine belanglose Zutat. Petrus wird oft an diese bittere Stunde in seinem Leben zurückgedacht haben, wenn er einen Hahn krähen hörte. Petrus, der Fels: Keiner, auf den man sich felsenfest verlassen kann – eher ein ziemlicher Wackelkandidat!

An das nächtliche Geschehen im Hof des Hohenpriesters schließt die Szene des heutigen Evangeliums an – und das Kohlenfeuer verbindet beide Erzählungen miteinander. Dreimal verleugnet Petrus Jesus am ersten Kohlenfeuer und dreimal wird er am zweiten Kohlenfeuer von Jesus gefragt: „Liebst du mich““. Und dreimal antwortet Petrus: „Du weißt, dass ich dich liebe.“ Dabei geht es nicht einfach um menschliche Freundschaft und Sympathie, sondern um Treue und Verlässlichkeit im Sinne der Nachfolge Jesu. Jesus fragt Petrus: „Willst du zu mir gehören?“ Deshalb schließt er seinen Dialog mit Petrus mit der Aufforderung ab: „Folge mir nach!“ (Joh 21,19) Zweimal fallen entscheidende Worte am Kohlenfeuer: einmal als Zeichen von Versagen und Verrat und einmal als Zeichen von Versöhnung und Nachfolge. In beiden Fällen geht es darum, zu Jesus zu stehen und ihm im Leben die Treue zu halten.

Diese beiden Kohlenfeuer-Geschichten haben viel Sprengkraft in sich, wenn man bedenkt, welchen Verlauf die weitere Entwicklung genommen hat. Nach den Berichten der Evangelien handelt Jesus nämlich häufig ganz anders als es nach menschlicher Logik zu erwarten wäre. Wie soll er mit dem untreuen Petrus weiterverfahren? Kann er sich auf ihn noch verlassen, nachdem er einmal so schwer versagt hatte? Mehr noch: Kann er ihn, wenn er an die Zeit nach seinem Tod denkt, in der sein Evangelium weiterleben soll, ihm einen wichtigen Auftrag geben und seine eigene Sache ganz in seine Hände legen? Genau diese völlig unerwartete Fortsetzung findet die Geschichte vom Kohlenfeuer, wenn wir sie mit einer anderen berühmten Petrusgeschichte zusammennehmen. In der Mitte des Matthäus-Evangeliums sagt Jesus zu Petrus einen Satz, der seitdem unzählige Male zitiert wurde. In der Kuppel des Petersdomes in Rom ist dieser Satz in meterhohen Buchstaben zu lesen: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen“ (Mt 16,18). Wenn man die vielen Treppenstufen bis zum Rundgang in der Kuppel hinaufsteigt, steht man staunend vor diesen riesigen Buchstaben, die von unten aus gesehen eine normale Schriftgröße zu haben scheinen.

Denkt man an das vorösterliche Versagen des Petrus, der da als Felsen bezeichnet wird, klingt diese Aussage Jesus merkwürdig, fast ironisch, als wolle Jesus sagen: „Du bist ein guter Felsen, der mich bei der ersten besten Gelegenheit, als du hättest zu mir stehen können, verraten hat.“ An einer anderen Stelle macht sich Jesus sogar lustig über einen Mann, der sein Haus nicht auf Fels, sondern auf Sand gebaut hat. Aber genau wie dieser gründet Jesus selbst seine Kirche auf einem wackeligen, unsicheren Felsen. Petrus, der Fels – dieser Name hat einen ironischen Beigeschmack.

An sich müsste ich nun, am Fest der Apostel Petrus und Paulus, von dem zweiten Gründungsapostel der jungen Kirche, von Paulus sprechen. Mit ihm kommt nämlich Dynamik und Spannung auf. Auch er hat keine tadellose christliche Glaubensbiographie vorzuweisen. Im

Gegenteil: Er begann seine Karriere als ein überzeugter Gegner der Anhänger des Neuen Weges, wie die Christen von den Juden anfangs genannt wurden. Doch dann erschien ihm der auferstandene Christus in einer Vision, die einen Wendepunkt in seinem Leben mit sich brachte. Er erhielt vom Auferstandenen den Auftrag, das Evangelium den Heidenvölkern zu verkünden und in die ganze Welt zu tragen. Während Petrus und die Jerusalemer Apostel für Stabilität, Tradition und die Bewahrung überlieferter Sitten und Gebräuche stehen, ist Paulus der rastlose Missionar, der Neues wagt und mit dem Versuch experimentiert, das Evangelium in eine fremde Kultur zu übersetzen. Wenn wir heute fragen, was die Kirche in ihrer Geschichte mehr bestimmte – das konservative Bewahren von Traditionen oder der ständige Aufbruch zu Veränderungen und Reformen – kämen wir wohl zu dem Urteil, dass Petrus gegenüber Paulus den Sieg davongetragen hat. Doch damals, auf dem Apostelkonzil in Jerusalem war es anders. Jedenfalls gewinnen wir diesen Eindruck, wenn wir dem Bericht folgen, den Paulus selbst von seinem Streit mit Petrus und den Jerusalemer Aposteln gegeben hat. Während diese den Verlauf der Kontroverse so darstellen, als sei Paulus zum Rapport nach Jerusalem zitiert worden, um sich dort vor Petrus und den anderen zu rechtfertigen (vgl. Apg 15,1-35), schildert Paulus in der heutigen Lesung den Ablauf der Ereignisse anders. Danach hatte er es nicht eilig, nach Jerusalem zu gehen, denn er hatte seinen Auftrag, das Evangelium den Heiden zu verkünden, ja unmittelbar von dem auferstandenen Herrn erhalten und bedurfte daher keiner Legitimation oder Bestätigung durch Petrus. Hätte sich Paulus damals nicht durchgesetzt, wäre die Jesus-Bewegung nach wenigen Jahrzehnten zu Ende gegangen, so, wie viele andere Strömungen im Judentum vergleichbar der Sekte, deren Schriften man vor einigen Jahrzehnten in einem Tonkrug in Qumran fand.

Doch will ich die Spannung zwischen Petrus und Paulus, Tradition und Veränderung, Festhalten am Bewährten und Freude am Experimentieren nicht weiterverfolgen. Entgegen dem Anschein gehört dieser Gegensatz zum spannungsvollen Wesen der Kirche: Nicht Uniformität und Gleichmacherei, sondern Einheit in Vielfalt bestimmen die Idee der katholischen Kirche.

Hier könnte ich nun schließen, aber ich möchte noch eine weitere Person erwähnen, von der im Zusammenhang mit der Gründung der Kirche und dem Siegeszug, den das Evangelium nahm, nur selten die Rede ist: Maria, genannt Maria Magdalena. Häufig wird sie als eine Prostituierte angesehen, obwohl es im Evangelium darüber keine verlässlichen Nachrichten gibt. Es ist wie so oft in der Kirche: Frauen haben ‚es schwer, bei Männern wird nicht so genau hingeschaut‘. Maria gilt als große Sünderin und Petrus als großer Heiliger. Das Versagen und der Verrat des Petrus zeigen, dass das anders ist – nicht nur bei ihm, sondern auch bei Maria. Deshalb haben wir alles Recht, sie heute – am Fest des Heiligen Petrus – ausdrücklich an seine Seite zu stellen.

Anders als Petrus ist sie nämlich eine vorbildhafte, großartige Jüngerin Jesu, die ihn nicht im Stich lässt, sobald es ernst wird. Sie bleibt vielmehr Jesus treu und geht seinen Weg bis zum Ende mit. Alle Evangelien berichten, dass sie zusammen mit der Mutter Jesu und Johannes unter dem Kreuz stand. Und Maria Magdalena ist dann, so erzählt es Johannes, am Ostermorgen auch die erste, der Jesus als Auferstandener erscheint: Ihr, die ihm die Treue gehalten, und nicht Petrus, der ihn verraten hat. Die Tradition gab ihr deshalb den Ehrentitel *Apostola Apostolorum*, die Apostolin der Apostel. Diese Bezeichnung rührt daher, dass ihr am Ostermorgen die Botschaft, dass Jesus lebt, als erster anvertraut wurde; auch wird sie in allen Namenslisten, die Frauen aus der Umgebung Jesu aufzählen, immer als erste genannt. Vor wenigen Jahren hat Papst Franziskus ihren Festtag im liturgischen Kalender in den Rang eines Apostelfestes erhoben und damit dem der anderen Apostel gleichgestellt.

Es gibt ein berühmtes Bild, in dem der Maler El Greco den Kontrast zwischen Maria Magdalena und Simon Petrus darstellte. Es heißt „Die Tränen Petri“. Darauf ist Petrus mit einem vergrämten Gesicht gezeigt, wie er bitterlich über seinen Verrat weint – und ganz links am Bildrand Maria Magdalena, die schon ins Licht des Ostermorgens hineingeht. Maria Magdalena als eine positive Gegenfigur zu Simon Petrus – so kann man die Sache auch sehen. So, wie der Name Petrus zugleich für seinen Auftrag steht – Petrus bedeutet bekanntlich Felsen – hat auch der Name Magdalena einen symbolischen Sinn, der mit ihrem Lebenszeugnis zusammenhängt. Lange Zeit herrschte in der Forschung die Ansicht vor, Magdalena sei ein Ortsname, so dass der Beiname Maria Magdalena auf ihre Herkunft verweist. Doch heute nimmt man an, dass der Name bedeutet: Maria, der Turm, denn *Magdala* heißt auf aramäisch einfach „Turm“. Verschiedene Dörfer hießen damals Turm X oder Turm Y, so wie viele Städte heutzutage mit „-burg“ (Neuenburg, Ludwigsburg, Ravensburg) enden. Eine Stadt namens Magdala gab es dagegen nicht, allenfalls Siedlungen, die Magdala mit einer Zusatzbezeichnung benannt wurden. Nein, der Name Maria Magdalena ist keine Ortsangabe, sondern ein Ehrentitel: Maria, der Turm. Ohne ihren mutigen Glauben hätten die Jünger nach Ostern nicht zusammengefunden. Denn Petrus traute sich erst wieder zum Grab, nachdem er durch sie erfahren hatte, was dort geschehen war. Wenn wir am Fest der Apostel Petrus und Paulus der wichtigsten Gründerfiguren der jungen Kirche gedenken, sollten wir Maria Magdalena daher nicht vergessen.